

das Parteileben übertragen zu können. Preußische Strammheit in allen Finanz- und Organisationsfragen. Hier bedeutet die Strammheit Macht. Vom Übel ist sie aber, wo sie im Revier des Parteiprogramms das Befehlbuch aufschlägt, und wo sie bei der Inspektion taktischer Übungen beweist, daß die Regeln des Parademarsches nicht befolgt worden sind. Wo es die Erringung von Macht im Gegenwartsstaat gilt, wo eine Truppe im Begriff ist selbst durch das Verbrechen einer bisher ungewohnten Taktik neue Schanzen zu erobern, da bedeuten Eingriffe der Zentralinstanz Vereitelung des Sieges, da soll auch die Kritik klugerweise erst einsetzen, wenn Erfolg oder Mißerfolg offenbar geworden ist.

Die Heranbildung eines geistigen Nachwuchses in der Partei ist von der Latitude abhängig, die man dem Denken und Handeln läßt.

XX

## RUDOLF KURTZ · KLEIST UND DIE LITERATUR- GESCHICHTE

**E**INE der stärksten Hemmungen, die sich der Ausbildung der literarhistorischen Praxis entgegenstellt, ist die apologetische Tendenz, die die meisten Biographen beseelt. Sie äußert sich als eine dumpfe Begeisterung für den Gegenstand und nimmt *a priori* eine Stilisierung des Helden vor: Von vornherein wird beschlossen, daß jede seiner Handlungen eine bewußte Realisierung seiner ihm nicht minder bewußten Genialität ist. Damit soll nicht der Täuschung einer *objektiven* Geschichtsschreibung das Wort geredet werden. Jede Auffassung der Wirklichkeit ist subjektiven Prinzipien und Wertungen unterworfen. Aber ihr Resultat soll die empirischen Tatsachen widerspruchslos unter sich sammeln, nicht einer wurzellosen Hypothese folgend das Inäquate ausschalten oder zurücksetzen. Diese Haltlosigkeit der Gesinnung — denn eine solche ist es der Geschichte und vor allem dem Menschlichen im Helden gegenüber — erschwert es ungemein zu Werken dieser Art eine nähere Beziehung zu gewinnen. Und es ist gerade die Freiheit von dieser Befangenheit, die das Auge immer wieder auf Gervinus' mächtigen Versuch einer deutschen Literaturgeschichtsschreibung zieht, die die Freude bei jeder neuen Lektüre von Hayms Herder steigert. Der Laie wie der sangesfrohe Biograph sind leicht geneigt von *objektivem Übereifer* zu sprechen; selbst ein so eminenten Kopf wie Scherer findet in seiner begeisterten Notiz über Hayms Werk, daß dieser seinem Objekt »manchmal mit zu viel Kritik gegenübersteht«.

Die Neigung zur historischen Verklärung tritt naturgemäß besonders stark bei Biographen jener Persönlichkeiten hervor, deren Lebensführung das Exzentrische nicht fehlt, und die billiger Geschichtsmoralismus als *pathologische Erscheinungen* sehr fragwürdig registriert hat. Es ist verständlich und einer Mitwelt gegenüber, die mit dem Begriff *pathologisch* allzuleicht über ihre eigene Mediokrität hinweggleiten möchte, sogar berechtigt, wenn Abirrungen im Schatten eines großen Werkes gelassen werden, wenn Krauses und Wirres in der reinen Flamme einer gewaltigen Dichtung sich auflöst. Dann aber verlangt es die Würde der Wissenschaft, daß die apologetische Tendenz verschwindet und ihr autonomes Interesse in den Vordergrund tritt. Dann ist es Schwäche und Dilettantismus ein großes Objekt auf ein Niveau herabzuzwingen, dem es der Lobredner vor allem zu entreißen wünscht. Zu dieser Reife der

wissenschaftlichen Einsicht ist die Kleistforschung in ihrer Allgemeinheit noch nicht gediehen: Wenn ich von E l o e s s e r s kürzlich veröffentlichter Biographie und E r i c h S c h m i d t s Einleitungen zu den Werken des Dichters absehe, ist die Lebensgeschichte Kleists der Tummelplatz jener Moralen, die der Geschichtsyriker so schwer überwindet. Die Hypothesen der erklärenden Psychologie verdichten sich zu *Auffassungen*, die ihnen gegenseitig als böswillige oder lächerliche Konstruktionen erscheinen.

Alle Erklärungsversuche gehen von dem Ideal des lückenlosen Begreifens des dichterischen Individuums aus. Nun handelt es sich in diesen Fällen um die Substitution fehlender Kausalglieder durch *pathologische* Momente oder — im genauen Widerspruch dazu — um einen Ersatz dieser Glieder durch andere, die sich eher dem Verlauf einer normalen Existenz unter Betonung dieser Eigenschaft einreihen. In beiden Ansichten, die sich innerhalb der Kleistforschung polarisch gegenüberstehen, wirken sich Anschauungen vom dichterischen Individuum aus, deren Hypothetik der Wirklichkeit nicht gerecht wird: Beide gehen von einem konstruierten Typus des Dichters aus und finden in ihrem Objekt entweder Abweichungen, die sie als *unnormale* bezeichnen, oder suchen in ihm Bestätigungen ihres Typus. Was nun die Pathographien an Übertreibung nach der einen Seite hin leisten, treibt ein nicht minder fataler Gesundheitsfanatismus nach der andern. Und dies scheint mir in unserer Zeit, die in ihrer kulturwissenschaftlichen Arbeit den Materialismus glücklich überwunden hat, weitaus gefährlicher als das leicht durchschaubare, das populäre Gefühl verletzende Krankheitsbild der Pathographien. Die seelische Hochspannung der dichterischen Existenz wird immer Momente enthalten, die im Rhythmus einer bürgerlichen Existenz eingestellt, dieser eine pathologische Färbung erteilen würden. Eine klinische Bedeutung dieser Momente für das Individuum ergibt sich erst aus ihrem Verhältnis zu seiner allgemeinen Gemütslage: sie ist relativ, nicht absolut. Diese Momente — aus dem Leben Goethes etwa — eingeschaltet in das Diagramm eines bürgerlichen Lebensablaufs, würden durch ihr jähes, unvermitteltes Herausragen diesen zweifellos als einen abnormen, pathologischen erscheinen lassen, während sie sich im Leben des Dichters durch tausend Übergänge abstufen und verständlich werden. Außerdem wirken, ganz allgemein gesagt, hier noch objektive Bestimmungen ein: Zeitgewohnheiten, Milieu etc., die den normativen Typus, der die Grundlage klinischer Untersuchungen bildet, individuell stilisieren.<sup>1)</sup> So erscheint S a d g e r s Kleiststudie als eine wissenschaftlich immerhin fragwürdige Absolutierung; wenn sie damit auch keinesfalls die ausgesprochene Verachtung verdient, mit der sich ihr die Kleistforscher im allgemeinen nähern. Sie verdient sie im gleichen Maß nicht wie alle jene Arbeiten, die Kleist zum Paradigma des farblosen Zeitgenossen umzubilden wünschen. Diese Forscher befinden sich in einer geradezu dionysischen Erregung: Was ihrer begeisterten Auffassung nicht entspricht, wird mit einer Leichtfertigkeit übersehen, umgedeutet, fallen gelassen, die selbst R a h m e r s wichtige und verdienstvolle Werke zu keiner angenehmen Lektüre machen. Formbildend wirkt hier vor allem die populäre Anschauung vom Dichter, die seine gesteigerte Bedeutsamkeit, die Idealität seines geistigen Schaffens ohne weiteres auf seine Physis ausdehnt und alles ausschaltet, was den Typus des vollkommenen Menschen verwirrt. Sie heroisieren sich gleichsam im Dich-

<sup>1)</sup> Eine systematische Ableitung dieses scheinbar widerspruchsvollen Begriffs der individuellen Normalität wird in einem andern Zusammenhang versucht werden.

ter. Diese Tendenz bestimmt den Forscher in den Momenten, wo als Ursache gewisser Erscheinungen pathologische Störungen angesehen werden, diese Abweichungen als unter den gegebenen Bedingungen bei jedem Zeitgenossen selbstverständlich erscheinen zu lassen. Damit erreichen sie wohl, daß das populäre Denken seine Idealgestalt des Dichters wiederfindet, schleifen aber zugleich seine Individualität für den Einsichtigen ab, und als Ganzes ist ihre Leistung für die Wissenschaft wertlos, so aner kennenswert ihre Einzelstudien und Beobachtungen auch sein können. Insbesondere Rahmer hat eine Fülle von Material, glücklichen Funden, neuen Bestimmungen in die Kleistliteratur eingeführt, daß mir der gewisse philologische Hochmut, den ich hier und da in Anzeigen seines neuesten Kleistbuchs gefunden habe, wenig gerechtfertigt erscheint.

Diese Neigung zur Idealisierung des als Helden erfaßten Dichters beherrscht zumeist die Darstellung psychologisch komplizierter Erscheinungen; ob ihr Objekt nun Günther oder Grabbe heißt; und es scheint, als ob die Forschung die methodische Gefahr zu gering achtet, die dieser schädlichsten Hypothesenbildung (der Annäherung an den vorwissenschaftlichen Heldentypus) inne wohnt. Sie zerstört das Fundament. Der geschichtliche Typus erhält seine Realität dadurch, daß sich das historische Material widerspruchslos auf ihn beziehen läßt: Wer hier mehr einer idealen Auffassung vom Dichter als der wissenschaftlichen Einsicht folgt, wird bestenfalls noch auf ästhetische Schätzung Anspruch erheben können. Das Kleistproblem mit seinen zahllosen Stacheln und wirren Auswüchsen ist von solcher Deutung am meisten mitgenommen worden. Üppige Rankenbildung hat die ursprünglichen Umrisse so überwuchert, daß nur radikaler Abbau zu einer einigermaßen gesicherten Stellung verhelfen kann. Vor allem eine gründliche Revision des anekdotischen Materials, das überhaupt nie erschließenden sondern nur illustrativen Wert hat. Ich wünsche als Beispiel der hier geleisteten Arbeit Steigs die neuere Kleistforschung inaugurierendes Werk *Kleists Berliner Kämpfe* zu nennen.

Aber noch verderblicher als der physiologische Widerstreit griff jene Genialitätspsychologie in die Kleistforschung ein, die gleichfalls in der Entfernung, die der gesunde Menschenverstand zum dichterischen Individuum empfindet, ihre Wurzel hat. Jene Uniform der erklärenden Psychologie setzt ihr Wesen darin von der Bedeutsamkeit gleichzeitiger oder späterer Dichtungen auf ein gleich bedeutsames Bewußtseinsleben zu schließen. Hat das beim reifen Mann noch seinen Sinn — obschon das allein genaue Untersuchungen sicherstellen können —, so ist es beim Jüngling durchaus abzulehnen. Das legendäre Bild vom jungen Dichter, wie es in den Entzückungen lyrisch geneigter Verehrer lebt, ist ohne nähere Untersuchung die gefährlichste Trübung, die eine wissenschaftliche Arbeit erfahren kann. Charakteristisch ist hierfür das Verhalten unserer großen biographischen Werke, als deren letztes ich eins für alle Erich Schmidts *Lessing* benennen will, die gerade an dieser Stelle eine fast abweisend kritische Haltung bewahren. Überhaupt ist diese Gefahr bei einem umfangreichen Werk, das naturgemäß zu einer außerordentlich intimen Beschäftigung mit dem Detail zwingt, geringer als bei der Studie. Werke geringern Umfangs und Spezialarbeiten, hinter denen sich das Gesamtbild des Dichters nur richtungweisend erhebt, werden durch diese Hypothese in ihren Maßen verzerrt, in ihrem Aufbau zerstört. Es ist kein seltener Fall in der Weltliteratur, daß man eine armselige Überraschung erlebt, wenn man sieht, wie der

geniale junge Dichter sich über die methaphysische Bedeutsamkeit seiner Intuitionen rational orientiert. Und doppelt voreilig ist dies Verhalten dem jungen Kleist gegenüber, wo das Material nur in Briefen besteht: dem in seiner ablesbaren Tatsächlichkeit scheinbar offensichtlichsten und doch hinterhältigsten Material.

So selbstverständlich diese Forderung klingt, so selten erfüllt sie die literarhistorische Praxis. Über keine Epoche im Leben Kleists sind wir so unterrichtet, so aufgeklärt wie über seine Bildungsjahre: Über keine hat bis vor kurzer Zeit eine gleiche Unklarheit geherrscht. Das philosophisch tiefreichendste Werk der vorhandenen Kleistliteratur, Gaudigs Kleistbuch — das der Verlag Teubner durch eine Sonderausgabe der unbequemen und inäquaten Umgebung *Wegweiser durch klassische Schuldramen* endlich entziehen sollte —, insinuiert Kleist trotz aller Einschränkungen einen Umfang und Intensität des Wissens, die bei einem 24jährigen Jüngling dieser Zeit, der seine Lehrjahre zwischen Garnison und autodidaktischer Belehrung geteilt hatte, als Äußerung einer geradezu genialen philosophischen Veranlagung erscheinen müßte. Erst in letzter Zeit setzen die Bestrebungen ein Kleist den Bildungsmöglichkeiten einzureihen, die einem jungen Mann seiner Zeit, bei einer für das abstrakte Denken wenig geeigneten Veranlagung, durch die Literatur vornehmlich der Aufklärungszeit geboten werden konnte. Der Umfang einer möglichen Beeinflussung durch die klassische Literatur ist leicht bestimmt: er kannte den *Nathan*, die *Lehrjahre*, möglicherweise den *Tasso* und war sehr intim mit Schillers *Don Carlos* und *Wallenstein* und einigen seiner Gedichte vertraut. Ganz außerhalb seines Bildungskreises blieb die moderne zeitgenössische Literatur, etwa die Romantik. Die positiven Angaben Kleists benennen Lieblinge der Aufklärungsliteratur: Sie erstrecken sich zurück bis auf Gellert und lassen Lafontaine, den hemmungslosen Romanschriftsteller, nicht aus. Mit Rousseau verrät sich weniger Bekanntschaft als Schwärmerei für seine großen Tendenzen, deren Kenntnis ihm jeder Aufsatz dieser Zeit vermitteln konnte. Und so hat auch das Extrem nicht auf sich warten lassen, das in Kleist letzten Endes das Geschöpf seines Frankfurter Lehrers Wunsch sah, wobei außer acht gelassen wird, daß Kleist bereits ein nur allzu starres Verhältnis zu den Erscheinungen der Welt und der Sittlichkeit mit nach Frankfurt gebracht hatte.

Es werden sich zu den durch das Material bedingten Lücken immer neue gesellen, wenn nicht der individuelle Faktor, der diese Bildungseinflüsse eigentümlich modifizierte, auf seine Prinzipien der Umbildung hin möglichst eingehend untersucht wird. Am Beginn aller psychologischen Reflexionen ist aber der von Kleist oft geschilderte, oft beachtete *innere Tätigkeitstrieb* zu setzen, den auch Goethe als die »Base seiner Existenz« betrachtet hatte. Er erteilt den Vorstellungen, die von anderen Instanzen geformt in sein Bereich treten, eine unerhörte und leidenschaftliche Bedeutsamkeit. Als diese formenden Instanzen charakterisierten sich die Grundrichtungen seines seelischen Lebens, über deren Entstehung sich hier weitere Erörterungen verbieten. Ein Brief des Sechzehnjährigen gestattet uns die bedeutsamsten in den flüchtigen Umrissen eines noch wenig differenzierten Seelenlebens festzustellen. Sein Verhältnis zur Natur, zu sich, zu den anderen prägt sich aus: ein Aufsuchen und Stilisieren des *Romantischen*, ein vages Gefühl des Andersseins, ein naiv ausgesprochener Mangel an Kastengeist. Keimhaft, aber in der Richtung be-

stimmt, meldet sich so seine Phantasie, die Absonderung seines Ich, die Verachtung der angeborenen Vorrechte. Umso farbloser verschwindet seine intellektuelle Tätigkeit, die seiner metaphysischen Anlage, die seinem Bewußtsein früh die Richtung gibt, eine allzu klare, allzu rasche Antwort findet: Er stellt geradezu beispielhaft den Typus dar, den die vorkritische, über Shaftesbury flach platonisierende Moral ausprägen konnte.

Als seine Bildungsquellen ergeben sich weniger gelehrte Werke als moralisierende Zeitschriftenaufsätze und philosophisch-dilettierende Romane. Über sein erstes Verhältnis zu metaphysischen Fragen berichtet er selbst, daß sich ihm als 9jährigen Knaben auf grund eines Werkes von Wieland die Überzeugung gebildet habe, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung sei. Es scheint mir gesichert, daß sein Denken von Wieland die erste Bestimmung erhielt, wenn auch nicht durch das von einigen Forschern benannte schwer zugängliche Lehrgedicht *Die Natur der Dinge* sondern durch den *Agathon*. Eine bestimmtere Form wird seinen metaphysischen Neigungen durch Gedankenreihen erteilt, die in der Sphäre Garvescher Reflexionen liegen. Diese Anschauungen, bestimmt durch seine seelischen Besonderheiten, organisieren das Material, wie es uns als Resultat in dem großen Resumee seiner Jugend in dem Brief an Martini vom 18.-19. März 1799 vorliegt. Was keimhaft der Brief des 16jährigen andeutete, hat sich nun in starrer Einseitigkeit ausgeprägt. In Frankfurt tritt der Einfluß seiner Universitätslehrer hinzu, vor allem Wünschs. Wunsch, ein Flachkopf mit dem gewissen pantheistischen Lyrismus, wäre für einen Menschen von der Bildungshöhe, die Kleist auch von dem bescheidensten seiner Biographen zugeschrieben wird, eine provinzielle Erscheinung von Antiquitätswert gewesen: was weniger gegen Kleist als gegen seine Biographen spricht.

Nur eine eingehende Darstellung der deutschen Aufklärung könnte die Wurzeln bloßlegen, mit denen die Bildungstendenz Kleists und das ihr vorschwebende Ideal, das nunmehr in den Mittelpunkt seiner Reflexionen tritt, in ihr verwachsen ist. Als Hinweis mag genügen, daß dieses Ideal ein Produkt seines metaphysischen Bedürfnisses ist, wie er es, natürlich auf die Wissenschaft angewandt, in seiner Selbstbesinnung fand. Jene Darstellung würde auch die Form erkennen lassen, in der Kant in das Geistesleben Kleists eintritt. So eng seine Beziehungen zu Wunsch sind, so lose sind sie zu Kant. Das Kapitel *Kleist-Kant* ist das leerste in den Biographien und wäre das aufschlußreichste für den jungen Kleist. Ich will hier nur die negative Seite berühren, um zu versuchen ein Motiv aus der Kleistforschung auszuschalten, das allzuoft als das fruchtbarste genutzt worden ist. Bis zu seinem Berliner Aufenthalt, wo die Atmosphäre durch Kiesewetters Destillate mit Kantischen Gedankengängen geladen war, kannte Kleist die Philosophie Kants nur, wie sie sich in dem Eudämonismus seiner Verfächer und Gegner spiegelte: als eine etwas erklügelte Buchstabenwissenschaft, die für das praktische Leben bedeutungslos war. Das wird der Inhalt jener Schrift *Über die Kantische Philosophie* gewesen sein, die er noch in Frankfurt vielleicht auf grund eines Kollegs (?) verfaßt hatte. Erst in Berlin beginnt er sich erkenntnistheoretischen Studien zu nähern, die schon beim ersten Versuch katastrophal enden. Dieser Zusammenbruch ist allmählich mythisch geworden: umsonnt von dem großen Namen Kants. Aber Kant tritt im Rhythmus des Kleistschen Seelenlebens an einer solchen Stelle in Erscheinung, an der auch ein geringerer Hebel genügt hätte, um das gelockerte, unter

heftigen Stößen zischende Ventil gänzlich herauszuschleudern. Selbst ein philosophischer Wildling wie Kleist hätte zu anderen Zeiten eine andere Stellung zu seiner Interpretation gefunden. Aber von hier aus geschehen ergiebige Rückschlüsse auf das Geistesleben Kleists: Man peroriert nicht ungerne von der gewaltigen Erschütterung des Dichters durch Kants gigantisches System und deutet ein philosophisch vergrübeltes Gemüt an, das im harten Ringen gänzlich zerschellt. Das ist die allzu bengalische Beleuchtung einer Katastrophe, die von ihrer Bedeutung nichts verliert, wenn man den Anlaß auf seine wirklichen Maße zurückführt. Unzweifelhaft bestimmt Kants Ethik, in ihren allgemeinsten Sätzen, auch die Weltanschauung des Dichters Kleist an entscheidender Stelle, hier aber war Kant die entscheidende Ursache, weil er die nächste war,

Zu Beginn seines Berliner Aufenthalts, dem durch jene Katastrophe ein Ziel gesetzt wird, war Kleist in einer gehobenen Gemütsstimmung, die eine Nachwirkung der hier nicht näher zu erörternden Reise nach Würzburg ist. Er glaubte seinen Tätigkeitsdrang endgültig bestimmt zu haben, und da er in seiner Erfahrung für ihn überhaupt nur eine Form fand, war es natürlich die wissenschaftliche Arbeit, deren Nebenprodukt gleichsam die Reife für die gehaßte Fessel des Amts sein sollte, die seine jetzt kulminierende Neigung für Wilhelmine von Zenge eben noch vergoldete. Aber sein Begriff von *Wissenschaft* trug seine Auflösung notwendig in sich. Als Dilettant, der auf praktische Anwendung vor allem bedacht war, deutete er sie sich als den Umfang, die ineinandergreifende Masse des Wissens, statt sie als seine Methode zu begreifen. Von der so verstandenen Wissenschaft erwartete er die Imperative, die seinen Tätigkeitstrieb an der Wirklichkeit fruchtbar machen sollten. Bei der empirischen Unerreichbarkeit dieses Ziels konnte es sich *a priori* nicht zu Anweisungen verdichten, und innerhalb dieser Anschauung mußte sein Tätigkeitsdrang ohne Äußerung bleiben. Aber seine dämonische Kraft richtet sich gegen das einengende Ideal. Und indem Kleist die Idealität seiner wissenschaftlichen Forderung einsieht, entzieht er sich zugleich seine Ziele. Dieser Ausbruch macht Kleist vollkommen hilflos: Er schließt sich tagelang in sein Zimmer ein, um die innere Klarheit zu erzwingen. Er ist vollkommen verzweifelt; er gibt seine eifrig gehegte Sonderstellung auf und sehnt sich wie die Masse seine Imperative aus einem dumpfen reflexlosen Handeln zu empfangen: der Grübler, als den er sich erkannt hat, sucht sich die leichte Sicherheit des Weltmanns anzuträumen. Sein brausendes Gemüt läßt ihn an die Möglichkeit einer intellektuellen Einsicht und Klärung nicht glauben. Er hofft auf mechanische Zerstreuung, Ablenkung durch eine Reise. Aber er wagt es nicht: Sein Pflichtgefühl bindet ihn an die Wissenschaften. In diesem Augenblick tritt Kant in seinen Gesichtskreis und antiquiert jene Verpflichtungen, indem er ihm die längst entschiedenen seelischen Vorgänge in das Bewußtsein hebt und das Objekt, die Wissenschaften, als ungeeignet zu ihrer Erfüllung nachweist. So interpretiert sich Kleist gleich den ersten wesentlichen Satz: Es bedarf keines nähern Verhältnisses zu der Darstellung der Kantischen Lehre, der er diesen Satz entnahm, um Schein und Erscheinung doch zu verwechseln. Aber mit diesem Mißverständnis hatte sein inneres Leben über seine intellektuelle Begrenztheit gesiegt. Der Antagonismus zwischen Absicht und Anlage ist in dieser für die Wissenschaft lehrreichen Ausprägung einzig. Es charakterisiert den märkischen Junker, in dem Erziehung und Abstammung trotz aller

intellektuellen Erhebung über ihre Schranken, aller Abweisung ihrer bürgerlichen Wünsche so stark wurzeln, daß sie ihm hartnäckig den Weg verbauen, ja nicht eine Ahnung des Weges in ihm aufkommen lassen, der ihm zu einem adäquaten Ausdruck verholfen hätte. Nun ergreift er die Möglichkeit der mechanischen Ablenkung durch eine Reise. In dieser schrankenlosen Entfesselung seiner seelischen Kräfte fühlt er die Bedeutsamkeit seines Dämons selbst, er fühlt, wie sehr er alle seine intelligenten Ideale überstimmt und beherrscht: »Wenn ich ewig in diesem rätselhaften Zustand bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Tätigkeit, und doch ohne Ziel — ja, dann wäre ich freilich ewig unglücklich.« Er reist nach Paris.

Es sind gleichsam vordichterische Gefühlsvorgänge, die Kleists Berliner Aufenthalt fundamentieren. Sie wurzeln tief in dem Widerspruch seiner Lebensführung und rütteln an diesen Ketten, ohne sie abzustreifen. Die leidenschaftliche Spannung, in der sich jener katastrophale Wechsel vollzieht, die dämonische Kraft, mit der sich sein Tätigkeitstrieb entladet, die vielfältigen Hemmungen, die sich ihm entgegenstellen und ihn befördern, haben ihr Motiv in dem ganz geänderten Rhythmus seines seelischen Lebens, wie es sich auf der Würzburger Reise gestaltet hat. Die Untersuchung seiner Natur und Ausdrucksformen behalte ich einer spätern Arbeit vor.

Die Literaturgeschichte hat im Fall Kleists vor vielen anderen die Pflicht eine Beschreibung und Analyse seines seelischen Lebens im Sinn Diltheys vorzunehmen. Der Mensch Kleist, wie er im Vordergrund seiner Briefe steht, ist nicht identisch mit dem vom Widerstreit der Gefühle seltsam gepeinigten Individuum, das wir aus den überlieferten Daten und Briefen zu erschließen versuchen müssen. Aus der Übergehung dieses entscheidenden Moments bilden sich die Legenden, die das Material gänzlich verwirren. Und ehe hier genaue Untersuchungen eingegriffen haben, wird es immer bei einer gewissen Stofflichkeit innerhalb der Darstellung des Dichters bleiben. Am wenigsten aber helfen hier pathologische Interpretationen und biographische Hypothesen, obwohl sie, sofern sie materialbildend sind, dem Forscher willkommen sein sollen, ungeachtet ihrer doktrinären Absicht, die bei wirklicher Fülle von ihrem Inhalt wird geschieden werden können.

XX

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

### Politik / Max Schippel

#### Schiffahrtsabgaben

Der Reichstag hat in dem neuen Sessionsabschnitt vor allem noch ein großes und wichtiges Arbeitspensum aus der Vergangenheit zu erledigen.

Als erste neue Vorlage erschien der Gesetzentwurf über die Erhebung von Schiffahrtsabgaben. Der Widerstand einiger Einzelstaaten ist auf diesem Gebiet allmählich und schließlich sehr rasch erloschen. Am zähesten hielt bis zuletzt noch Sachsen wegen seines Elbeverkehrs

fest. Endlich verstumte auch dieser Widerspruch. Die Annahme im Bundesrat geschah einstimmig.

Gegen den Grundgedanken des Gesetzes: daß Verkehrsinteressenten (in diesem Fall doch zunächst vorwiegend kapitalistische Verkehrsinteressenten) zur Deckung der Kosten der Transporteinrichtungen nach Möglichkeit herangezogen werden, ist kaum etwas einzuwenden. Beim Strom- und Kanalverkehr um so weniger als das wichtigste konkurrierende Verkehrsmittel, die Eisenbahn, bekanntlich nicht bloß nach dem Prinzip der Kostendeckung